Ein-Blick in die Bonsai-Zucht

Kleiner Baum, grosse Liebe

Mit Schere und Draht: Roland Müller (l.) und Ueli Ritschard (r.). Lucas Huber

Wenn sich Bonsaifreunde über Bonsais unterhalten, steht die Welt still und sie kommen aus dem Schwärmen und Rühmen und Himmeln kaum mehr heraus. Und sieht man sie dann, die Bäume, springt sie einem entgegen, die Ästhetik von, nun ja: Holz und Blattwerk. Dass nun aber Bonsais mehr sind als kleingeratene Bäume in knorrigem Wuchs, beweisen die über 50 Mitglieder der Bonsaifreunde Dreiländereck. Einmal je Woche, immer samstags, treffen sie sich zum zwanglosen Zurechtschneiden, Ausdrahten und Abmoosen. Dann bringen sie ihre Schalen mit ihren Bäumchen, ihre Skizzen, nach denen sie ihre Pflanzen «formen» – und ihre Werkzeuge.

Lieber einheimische Bäume

Ein Bonsaifreund wie Ueli Ritschard, 69, nennt über 20 verschiedene Zangen sein Eigen, daneben Bürsten, Scheren, Haken; Werkzeug, eigens für die Bonsaizucht entwickelt. Ritschard ist Präsident des Vereins, der sich auch Moyogi nennt, eine Grundstilart der Bonsaizucht. Vor 25 Jahren schenkte ihm seine Frau seinen ersten Bonsai, ein Tropengehölz, das nach drei Monaten die Blätter warf und den Geist aufgab. «Der Baum war tot», erinnert sich Ritschard, «aber die Leidenschaft entfacht.»

Was Ritschard damals noch nicht wusste: Ein Bonsaifreund hält wenig von tropischen Bäumen als Dekoration in Schweizer Stuben. Ein Bonsai, sagt Roland Müller, auch er bonsaibegeistert, dass die Funken sprühen, müsse alles spüren: das Austreiben im Frühling, die Blüte, das Entblättern im Herbst, die Kälte des Winters. Darum stehen ihre Bonsais ganzjährig im Garten. Wo sie auch hingehören. Sagen sie. Hoch im Kurs stehen darum einheimische Gehölze, Fichten etwa oder Ahorne, Kiefern, Lärchen oder Wacholder. Und bisweilen blühende Schönheiten wie Azaleen oder Glyzinien. Auch Alpenrosen lassen sich zu Bonsais formen, Obstbäume – «ja», sinnt Ueli Ritschard: «eigentlich alles.» Trotzdem dächten noch heute viele, Bonsai wäre eine japanische Baumgattung in Töpfen.

Nun könnte man die Bonsaifreude der Bonsaifreunde als Hobby bezeichnen. Aber eigentlich ist es mehr als das. «Bei einem Hobby kann ich sagen: Heute habe ich keinen Bock. Das geht beim Bonsai nicht!», sagt Roland Müller. Denn der Baum braucht sein täglich Brot in Form von Wasser, den optimalen Lichteinfall, Dünger, Hege. Ein Bonsai – und jetzt schwärmen die Bonsaifreunde in vollen Zügen – ist ein Gestalten in vier Dimensionen, wobei die vierte das Lebewesen Baum an sich ist. Darum ist ein Bonsai ein lebenslanges Projekt, in das zahllose Arbeitsstunden fliessen.

Ein meditativer Akt

Mit Kupferdraht bringt man das Gegäst in Form, ein langwieriger Prozess, der über Jahre dauert. Denn was wächst, strebt dem Licht entgegen. Das Bonsaigeäst allerdings wird bis in die äussersten Spitzen in Richtung Boden gedrängt, Kupferdraht umschlingt das Holz und bringt es in Form. Das geht bis hin zur sogenannten Kaskadenform, bei der die Äste unter Topfniveau dahinzufliessen scheinen.

Die Zucht von Bonsais ist ein meditativer Akt, den ein jeder in seinem eigenen Garten begeht. Doch immer samstags trifft man sich im Clublokal in Reinach, um gemeinsam den Bäumen zu huldigen, den Grill anzuwerfen, das Getane mit einem Bierchen zu beschliessen, die Kameradschaft zu leben, vor allem: sich auszutauschen. Denn ein Bonsaifreund ist ein Schwärmer, und Schwärmer teilen gern. LUCAS HUBER

Zu sehen sind die Bonsais am 27./28. Mai in Reinach, mehr auf www.moyogi-basel.ch

In der Rubrik «Ein-Blick» gewährt die «Schweiz am Wochenende» den Lesern Einblick in die Mikrokosmen unserer Gesellschaft. Die Redaktoren beleuchten lustige Vereine, angefressene Sammler oder abgedrehte Nerds. Natürlich kann sich melden, wer sich angesprochen fühlt.

Der schwarze Barde

Auf den grossen Bühnen ist Florian Schneider kaum noch zu finden, dafür in kleinen Sälen im Oberbaselbiet. Dort ist der Sänger mit dem Hang zu dunklen Stoffen derzeit wieder mit einem neuen Programm unterwegs. Wer denkt, das sei ein Abstieg, liegt falsch.

VON ANDREAS HIRSBRUNNER

Was für ein Kontrast: In den 1990er-Jahren sang sich Florian Schneider als «The Phantom Of The Opera» im Musical Theater Basel Abend für Abend in die Herzen von über tausend Zuschauern und wurde schweizweit als neuer Star gefeiert. Vor ein paar Tagen startete der 58-Jährige seine neuste Tournee «Krimis & Schaurigi Lieder» im Arboldswiler Gemeindesaal vor 50 – zugegeben begeisterten – Zuhörern. Trotzdem ein dramatischer Abstieg, könnte man meinen.

Doch Schneider widerspricht entschieden: «Nein, genau das Gegenteil. Ich kenne die grosse Bühne mit vielen Kollegen, Orchester, Chor, Scheinwerfern und allem Klimbim drum herum zur Genüge, denn ich habe in etwa 2000 Musical- und Opern-Vorstellungen 1500-mal die Hauptrollen gespielt. Die weit grössere sängerische und künstlerische Herausforderung ist aber, auf einer kleinen Bühne mit nur zwei Lämpchen, zwei Instrumenten und einer Stimme durch einen ganzen Abend zu tragen.»

«Die grosse Herausforderung ist, auf einer kleinen Bühne mit nur zwei Lämpchen, zwei Instrumenten und einer Stimme durch einen ganzen Abend zu tragen.»

Volkslieder fehlen

Er habe genau dieses Gefäss gesucht mit dem Glück, von «Meistergeiger» Adam Taubitz begleitet zu werden. Dafür habe er in den letzten drei Jahren sieben Musical-Engagements mit bedeutend besserer Entlöhnung sausen lassen. Schneider: «Die allermeisten Rollenangebote bedeuten mir keine künstlerische Entwicklung mehr. Ich verzichte deshalb auf das Angestammte, das Sichere. Das ist wie ein Sprung am Trapez ohne Netz.»

Und die kleine Bühne im Oberbaselbiet hat es ihm ganz besonders angetan. Nicht nur, weil er, der in Reigoldswil und Liestal aufgewachsen ist und heute in Eptingen wohnt, hier seine Wurzeln und seinen Lebensmittelpunkt hat. Nicht nur, weil er, der mitunter knorrig und kauzig erscheint, als Prototyp dieses Kantonsteils durchgehen könnte. Sondern auch, weil Schneider in diesem verglichen mit der Stadt künstlerischen Brachland so etwas wie eine doppelte Nische gefunden hat: «Es gibt nur wenige Gastspiele im Oberbaselbiet und wir helfen mit unsern Auftritten hier mit, eine Lücke zu füllen.» Das überzeuge auch das Amt für Kultur und den Lotteriefonds, die ihn finanziell unterstützten.

Daneben ortet Schneider eine zweite Lücke: «Es gibt ausser dem Baselbieter Lied kaum noch einheimische Volkslieder im Kanton, weil sie vergessen gegangen sind.» Dies im grossen Unterschied etwa zu Schottland oder Irland, wo jedes Dorf, ja jeder Wald sein eigenes Lied habe. Dort bedient sich Schneider denn ab und zu auch an den melancholischen Melodien und schreibt eigene, bildhafte Dialekt-Texte mit hier verorteten Akteuren dazu, wie etwa «S› Lili vo Waldweid».

Oder die auffällig häufigen Stücke, die in Reigoldswil spielen. Haben diese «Schangsongs», wie Schneider den französischen Begriff einbürgert, auch autobiografische Züge? Schneider verwirft die Hände: «Nein, ich erzähle nie von mir. Ich kann Liedermacher, die als Selbsttherapie von sich singen, nicht anhören.»

Einer, der gerne aneckt

Sein Genre sind auch nicht die fröhlichen Töne oder gar Schenkelklopfer. Schneider: «Liebesschmerz, Verlassenheit, Abschied, Tod – das ist der Stoff, aus dem meine Lieder entstehen. Das war schon vor Urzeiten der Stoff für die Gedichte zum Beispiel von Walther von der Vogelweide, der mir stets das grosse Vorbild war.»

Doch so schwarz wie auf seiner neusten Tournee kommt selbst Schneider selten daher. Das klang in Arboldswil schon bei der Begrüssung des Publikums durch: «Ich singe heute die dunkelsten Lieder, von denen meine Frau abrät.» Sagte es und startete mit dem «alte, chalte Hus am Rüschelbach», einem Stück voller häuslicher Gewalt. Später während des Konzerts schob Schneider grinsend nach: «Dunkle Inhalte machen mir Spass, vielleicht bin ich ein bisschen pervers.»

Aber der Barde «mit der grossen Sehnsucht nach Sentimentalität und Melancholie» sagt auch: «Dunkle Lieder müssen sorgfältig eingeflochten werden, damit sie das Publikum unterhalten. Und sie müssen zu den Krimis passen.» Das tun sie, denn die von der Journalistin und Autorin Barbara Saladin verfassten und gelesenen Krimis enden kaum tragischer als Schneiders Moritate und Balladen.

So kennt ihn das Oberbaselbiet: Florian Schneider in Aktion auf kleiner Bühne. Kathi Horn

Schneider und Saladin haben sich zum ersten Mal für eine Tournee zusammengetan. Aber sie kennen sich schon lange. So hat Schneider, der ausgebildeter Sänger und Bühnendarsteller ist, vor zehn Jahren in Saladins Film «Der Welthund» die Hauptrolle gespielt. Saladin sagt über Schneider: «Mit ihm zusammenzuarbeiten, macht Spass. Er ist kreativ, ehrlich und direkt, sodass man immer weiss, woran man ist. Und er eckt gerne an.»

Das tat er auch bei seiner bis jetzt einzigen politischen Aktion: Vor drei Jahren tingelte Schneider mit seinem «Rotstablied» gegen die Fusion beider

«Dunkle Inhalte machen mir Spass, vielleicht bin ich ein bisschen pervers.»

Basel durchs ganze Baselbiet. Er habe gestaunt, was für eine positive und negative Dynamik ein Lied entfalten könne. Das sei eine ganz neue Erfahrung für ihn gewesen. Aber Politik ist trotzdem nicht sein Feld: «Ich will mit meinen Liedern nicht die Welt verbessern, sondern ich will Interesse und Rührung erzeugen.»

Will Schneider, der seinen Lebensunterhalt heute vor allem mit Auftritten an Jubiläen, Hochzeiten und Abdankungen verdient, zurück auf die grosse Bühne? «Ja, aber nur noch wenn die Rolle passt im Charakterfach. Besonders reizen würde mich die Figur des bösen Sägemüllers im Stück Via Mala von John Knittel.»

«Phantom war liebender Mann»

Auch wenn Schneider heute die kleine Bühne vorzieht, etwas hat er von der grossen mitgenommen fürs Leben. Erzählt sei das in der Version, wie sie einst der Journalist Martin Brodbeck so schön schilderte: «Es war einmal eine 18-jährige Frau. Sie schwärmte vom Phantom in der Basler Phantom-Aufführung. Ihr Vater, ein stadtbekannter Medicus, engagierte sich als Notfallarzt hinter den Kulissen des Musical Theaters. Darum konnte das Töchterchen fast jeden Abend im Zuschauerraum sitzen – immer in der vordersten Reihe. Und immer mit seinen grossen Augen auf das Phantom gerichtet. Und siehe da, das Phantom erwiderte die Blicke. Und siehe da, das Phantom war ein liebender Mann. Und siehe da, bald bekam das ungleiche Paar ein Kind.»

«Ach Gott», ergänzt Florian Schneider nun, «das Töchterchen ist unterdessen schon 18 Jahre alt und fährt Auto.» Und der Sänger und seine Angetraute, die FDP-Politikerin und Staatsanwältin Stephanie Eymann, sind mittlerweile eines der wenigen Baselbieter Glamour-Paare, wäre auch noch zu ergänzen.

Das nächste Gastspiel «Krimis & Schaurigi Lieder» findet am 17. Mai in Reigoldswil inklusive CD-Taufe statt. Danach geht es Schlag auf Schlag kreuz und quer durchs Oberbaselbiet bis zur Derniere am 30. Juni in Liestal.

Landblog

Win-win-win-Situation fürs Bruderholz

VON MARKUS RAMSEIER

Viele blutende Prämienzahler im Kanton Baselland kommen sich angesichts der verbalen Gefechte und dem dichten Pulverdampf rund ums Bruderholz zunehmend als orientierungslose «dummi Sieche» vor. Gleichzeitig laufen die Ärzte im Geschosshagel scharenweise davon. Und das Personal hyperventiliert mit den Bettlägerigen um die Wette. Was tun? Früher hat man die Siechen, die Aussätzigen, möglichst weit weg von den Gesunden in Siechenhäuser gesteckt. Ob die armen Siechen vom Siechenhaus St. Jakob aus 1444 zuschauten, wie die Vorhut des eidgenössischen Heeres vom französischen Söldnerheer aufgerieben wurde? Sicher bekamen sie nicht mehr mit, dass sich ihr Spittel, nachdem die Lepra im 16. Jahrhundert weitgehend eliminiert worden war, zu einem Asyl für Alte und chronisch Kranke entwickelte.

Warum also nicht auch das Spittel auf dem Bruderholz weiterentwickeln? Im Erdgeschoss könnten all jene Notfälle Asyl erhalten, die sonst durch sämtliche Raster fallen: Polizisten mit Langfingerauswüchsen etwa. Im ersten Stock liesse sich eine Reha für traumatisierte Landrätinnen und Landräte einrichten, die allfällige Opfer der Amtszeitbeschränkung werden. Und der zweite Stock könnte dem ins Koma verfallenen Komitee «Ja zu fachlich kompetent ausgebildeten Lehrpersonen» für Selbsterweckungsversuche in letzter Minute vermietet werden.

Damit böten sich für alle drei kantonalen Vorlagen vom kommenden Wochenende unter einem Dach konstruktive Sofortlösungen an. Der oberste Stock schliesslich stünde exklusiv der Baselbieter Regierung zur Verfügung. Mit Entspannungstherapien, Stärkung des Geistes und Massagen könnte sie angesichts des drohenden 100-Millionen-Abschreibers auf die A18 und A22 zu innerer Ruhe finden. Ruhe ist bekanntlich oberstes Gebot für jeden Genesungsprozess.

INSERAT

Splitter

Der Begleitete

KEYSTONE

Claude Janiak durchschneidet an der Eröffnung der 101. Muba das rote Band. Und die Bildagentur Keystone lüftet den Schleier um sein Privatleben. In der Bildlegende lesen wir nämlich «Claude Janiak, mit Begleitung», sei da am Werk mit der Schere. Entsetzen macht sich breit, Claude Janiak hat eine Freundin? Seit wann? Warum? Und wer ist die Unbekannte? Nun, die Antwort ist relativ einfach und beruhigend: Die Dame neben Claude Janiak ist nur im allerweitesten Sinne seine Begleitung. Es handelt sich um Nationalrätin und SP-Parteikollegin Susanne Leutenegger-Oberholzer. Wie Claude Janiak seinem Partner dieses Missverständnis gestern Abend erklärt hat, ist der Redaktion nicht ganz klar. Die Ausrede «Der Fotograf kannte SLO nicht» ist in der Tat etwas unglaubwürdig.

Der Bekehrte

FRIZZOU

Michael Wüthrich (Grüne) ist vom wahren Glauben abgefallen. Er, der während Jahren ultimativ Poller rund um die gesamte Stadt Basel gefordert hatte, um Autos vom heiligen Pflaster fernzuhalten, betet nun fremde Götzen an. Genauer gesagt sind es holländische Pfosten. Auf diesen sind Kameras montiert, die von jedem Auto das Kennzeichen erfassen und sofort eine Busse auslösen, wenn das Gefährt keine Zufahrtsberechtigung zur Sakristei urbanen Lebens hat. In Delft und Amersfoort hat Wüthrich die neuen Götter erblickt und fordert nun via Vorstoss im Grossen Rat ihre Einführung in Basel. Statt der von ihm während Jahren angebeteten Poller. Ob er seinem Intimfeind Hans-Peter Wessels jetzt dankbar dafür ist, dass dieser die Poller so lange nicht aufgestellt hat, das wissen die Götter.

Der Behelmte

Archiv

Die Geschichte der «Basler Zeitung» rund um angebliche Vetterliwirtschaft bei der Baselworld entpuppt sich je länger je mehr als kapitaler Blattschuss in den Ofen. Aber dank der «Enthüllungen» und eines Interviews von «Telebasel» mit BaZ-Lokalchef **Christian Keller** haben wir eines gelernt. Der Oberleutnant hat auf seinem Bürotisch am Aeschenplatz seinen Armee-Stahlhelm zur Schau gestellt. Ob dieser dazu dient, den Mitarbeitern die nötige Kampfmoral zu vermitteln, seinen Deckelihaarschnitt sauber kantig zuzuschneiden oder Schutz vor Rügen des Presserates bieten soll – man weiss es nicht. Allerdings wurde aus gewöhnlich gut informierten Quellen das Gerücht laut, der Helm sei «ironisch auf den Tisch gelegt worden» und das sei «im Fall lustig». Na dann «Helm ab, zum Gebet!»

Der Besorgte

ZVG

Jetzt beginnt offenbar das grosse Nervenflattern: Lediglich zehn Tage vor der Abstimmung zur Bruderholzspital-Initiative lancierten «besorgte Hausärzte» eine Webseite, die sie treffend besorgte-hausaerzte.ch tauften. Darin appellieren sie ans Baselbieter Stimmvolk, ein Ja einzulegen und «sich nicht von theoretischen Konzepten blenden zu lassen, die von Politikern im Elfenbeinturm ersonnen wurden». Nun, das «Hölzli» ist tatsächlich kein Elfenbeinturm, sondern eher eine Trutzburg. Und trotzig kommt auch dieser letzte Aufruf daher: Nur gerade zwölf Ärzte fasst die Liste der Besorgten. Und hinter der Aktion steht schlicht und einfach das Initiativ-Komitee. So gehört die Webseite keinem Hausarzt, sondern **Rudolf Mohler,** dem ehemaligen Direktor des Spital Laufens und Mit-Urheber der Initiative.